



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bilder aus dem Hafenleben Marseille.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

nicht zur Sache gehörige Beiwerk dazu kommt, werden doch keine Individualitäten daraus. Herr von Radowig versteht es nicht einmal, den richtigen Ton der verschiedenen Gattungen anzuschlagen. Zwar macht es ihm seine größere Bekanntheit mit den Pietisten, Aristokraten und Ultramontanen möglich, die Vorstellungsweise derselben etwas objectiver zu geben, als z. B. die der Radicalen, aber es wird doch immer kein Ganzes daraus. Alle diese Personen reden doch nur in der Radowigischen Weise, sie reden, wie man in einem neutralen, höflichen Theecircle redet. Das kommt eben von dem vergeblichen Bemühen her, alle sittlichen Gegensätze dialektisch vermitteln zu wollen. Die Gegensätze sind eben nicht bloß in den Ansichten, sie sind concreter Natur, sie beherrschen das ganze Sein, und wenn sie einander berühren, ohne zu explodiren, so ist es keine wirkliche Berührung, sondern ein bloßer Schein, aus dem auf das Wesen nicht geschlossen werden kann.

Dagegen hat uns Herr von Radowig in einer andern Weise interessirt, die er wahrscheinlich nicht beabsichtigt hat, nämlich von der rein menschlichen Seite. So lange er in der angeblich unabharen, kalten Höhe stand, ein undurchdringlicher Magus, hat er uns nur Widerwillen eingefloßt, denn wir mögen keine Automaten, wir mögen nur Menschen. Der formelle Glanz seiner Reden von der ersten bis zur letzten hat uns nie bestochen, weil er niemals seine Persönlichkeit einsetzte, niemals wahr im höhern Sinne des Wortes war. Jetzt schiebt er sich genöthigt, über Einflüsse, die er aufgenommen, Anfechtungen, die er erlitten, und dergleichen zu sprechen; er hört auf, ein unabbarer Magus zu sein, er zeigt uns sterbliche Glieder, die leiden können; dadurch gewinnt er entschieden unsere Theilnahme, und wir können auch das sentimentale Motto, welches er mit einiger Coquetterie an die Spitze seines Buches gesetzt hat, und nach welchem er nur noch ruhig zu sterben wünscht, nicht annehmen. Ein talentvoller Mann kann noch immer seinem Vaterlande nützen und sich eine ehrenvolle Stellung erwerben, was auch seine Vergangenheit sein möge, sobald er nur einmal den festen Entschluß faßt, wahr gegen sich selbst zu sein und also auch wahr gegen die Welt.

---

### Bilder aus dem Hafenleben in Marseille.

Ein warmer Morgen. Die heiße Sonne der Provence ist an dem tiefblauen, wolkenlosen Himmel noch nicht so hoch herauf gestiegen, daß ihre Strahlen uns sengend berühren könnten, wie dies in den spätern Mittagsstunden der Fall ist. Jetzt dient ihr goldener Schein noch dazu, alle Gegenstände in reinen Umrissen hervortreten zu lassen, ihnen eine weiche, warme Färbung zu verleihen. Solche Stun-

den von 6—10 Uhr Morgens sind die günstigsten zum Besuch des Hafens. Bei einem der vielen Blumenmädchen, die überall an den Straßenecken herumstehen, kaufte ich mir zuerst für einige Sou einen Strauß der würzigen Blüten, an denen die Gärten der Provence so reich sind. Die Düfte der Orangeblüthen mischen sich mit denen des Jasmins, das sanfte Roth der Rosenknospen bildet den Uebergang zum dunklen Purpur der Granatblüthe. Man athmet in manchen Provenzalischen Gärten zur Zeit der Blüthe betäubende Wohlgerüche ein. Mit meinem Blumenstrauß im Knopfloch des weiten Reisepaletots holte ich mir dann meinen Begleiter auf meinen Streifereien ab. Es war ein alter penslonirter Hochbootsmann, der in Marseille lebte, und mit dem mich ein Artillerieofficier bekannt gemacht hatte. Ein alter närrischer Kauz voll Sonderbarkeiten, aber ein prächtiger Führer im Marseiller Hafen. Ein guter Führer ist von großem Werthe hier. Man sieht so viel Neues, Unbekanntes, besonders an verschiedenen Formen von Küstenschiffen, daß man immer und immer zu fragen hat. Das Provenzalische Patois, wie es die untern Stände auch in Marseille sprechen, ist dabei für einen Fremden fast ganz unverständlich, und selbst dem gebornen Franzosen, der an das rasche Hervorsprudeln der Worte seiner Landsleute schon gewöhnt ist, entgeht das Meiste. Ein Mecklenburgischer Landjunker, der nie von den Kluren der Heimath fortgekommen ist, wird einer Unterhaltung auf einer Schwäbischen Kirchweih besser folgen können, wie ein Pariser dem Gezänke Provenzalischer Fischer. Außerdem schützt ein Führer, besonders einer, wie mein alter Pierre Brauz, der einen unerschöpflichen Vorrath der kräftigsten Flüche, die nur die Französische Sprache inne hat, besitzt und sehr freigebig davon mittheilt, gegen die Prellereien der Bootsführer und ähnlicher Leute. Alles, was Wiener Fiacre, Mailänder Lohnbediente, Hamburger Kofferträger und Schweizer Kellner zu leisten vermögen, ist nur Stümpererei gegen das der Marseiller und Wignoner Lastträger. Nicht mit Bitten und Betteln, wie in Oberitalien, nein, mit Rohheit, fast mit Gewalt wird diese Brandschakung betrieben. Ich habe in dem Marseiller Hafen köstliche Scenen der Art erlebt, köstlich für mich, da ich sie mit einem gewissen Gefühl der Schadenfreude, als unbetheiligter Zuschauer, mit ansehen konnte. Wenn die Dampfboote aus Alexandrien die Schaar der blonden Söhne Albions brachten, da war es wirklich der Mühe werth, schon deshalb nach dem Hafen zu gehen, um die Zankscenen mit den Lastträgern und Bootsführern mit anzuschauen. Diese freischendenden, hin- und herspringenden, fluchenden, schimpfenden und drohenden und wieder bittenden braunen Provenzalen, und diese ruhigen, starrköpfigen, phlegmatisch-hochmüthigen Engländer, die sich auf ihr „no“, „no“, beschränken, in keiner Posse hat man es besser. Einmal sah ich, wie ein großer, dicker Engländer, so Einer von der echten Sorte, einen Provenzalen, der mit Gewalt sich seines Koffers bemächtigen wollte, mit einem so gut angebrachten Streich niederwarf, daß der kleine braune Gegner einige Schritte weit davon flog, und sich

darauf in kunstgerechter Boxerstellung auslegte, das Weitere zu erwarten. Der Provenzale zog sein langes, spitzes Messer, und wollte auf den Engländer eindringen, und da auch seine übrigen Kameraden, die gegen einen Fremden wie die Kletten alle zusammenhängen, für ihn Partei nahmen, so hätte die Sache leicht schlecht ausfallen können, wenn nicht rasch die Hafenspolizei sich dazwischen geworfen hätte.

Wir begannen unsre Wanderung stets damit, in einem Cabaret des Hafens ein Frühstück einzunehmen, und daß ich hierbei den Wirth machte, war die einzige Vergütung, die der Alte für seine Begleitung annahm. Dunkelrother Wein der Provence, feurig, dick, zwar etwas herbe, aber sonst doch recht gutschmeckend, frische Sardellen in Del schwimmend und gesottene kalte Oliven, die man als den Durst reizend hier stets zum Weine ißt, und welche das Feuer desselben mildern, bildeten gewöhnlich dies echt Provenzalische Frühstück. Dergleichen ist hier sehr wohlfeil. Kommt man mit einem Stammgast in ein Cabaret, so erhält man für einen Frank eine ansehnliche Menge davon. Desto theurer sind freilich die vornehmen Hotels, größtentheils für Engländer berechnet.

Nach diesem Frühstück, wobei mir Pierre gar viel von seinem bewegten Leben erzählte, namentlich auch von Napoleon, den er bei der Uebefahrt von der Insel Elba gesprochen hatte, da er auf dem Schiffe diente, das den Kaiser herüber brachte, begannen wir der Kreuz und Quer unsre Wanderungen, bald zu Fuß, bald in einem Boote im Hafen umherfahrend. Gern und viel weilte ich in der Gegend, wo die Schiffe lagen, die aus dem Orient kamen, nachdem sie die Quarantaine durchgemacht hatten. So ein Schiff, mit lauter braunen Aegyptern oder Arabern bemannt, macht einen eigenthümlichen Eindruck. Die dunkelbraunen Matrosen scheinen aus lauter Sehnen und Knochen zu bestehen, so schlank und hager sehen die Kerle aus; nicht ein Quentlein überflüssiges Fleisch bemerkt man. Ihre Garderobe besteht in einem Paar weiten Hosen, die nur bis an das Knie gehen, und einem weiten kurzen Hemd, ohne Halskragen, Alles von grobem, blauem oder weißbraunem Baumwollenzeug. Die Schiffe sind schlecht gehalten und dürftig, Tauwerk und Segelzeug in einem erbärmlichen Zustand. In Begleitung eines Smyrnaer Kaufmanns, der einige Tage mein Nachbar an der table d'hôte des Hotels gewesen war, besuchte ich einst ein solches Schiff aus Alexandrien, an dessen Bord sich der Eigenthümer, ein wohlhabender Türke, befand. Die Kajüte war zwar ohne Stühle und Tische, sonst aber mit ziemlicher Eleganz geschmückt; Draperien von lauter feinen baumwollenen Stoffen in recht hellen Farben hingen an den Wänden umher, und gaben dem Gemach das Ansehn eines Zeltes. In einer Ecke lag ein großer Haufe von Polsterkissen, die mit rothem Zeuge überzogen waren, und aus denen ein langer breiter Divan aufgebaut war. Dieser Divan bildete bei Tage den Sitz und bei Nacht das Lager des Türken. Einige schöne Waffen, unter denen namentlich ein sehr krummer Säbel in reicher Scheide

und eine lange Flinte mit damascirtem Lauf, der breite, sehr krumme Schaft bunt ausgelegt, mir auffielen, hingen über diesem Divan. Auf demselben mit gekreuzten Beinen sitzend, empfing uns der Eigenthümer, indem er eine wohlwollende Verneigung mit der Hand machte, die er dann an die Brust legte, und mit tiefer, tönender Stimme die Worte „Selämen ale Mum“ (Friede sei mit Euch) zur Begrüßung aussprach, worauf mein Gefährte, der Arabisch sprechen konnte, mit den Worten „Seläm arachmat alla“ (Friede gewährt uns Gott) dankte. Ein kleiner Negerknabe von 12 bis 14 Jahren, ziemlich gut in blauen weiten Pantalons und weiter rother Jacke gekleidet, sonst aber barfuß, der den Stewart der Kajüte vorstellte, brachte uns auch ein Paar rothe Polster, auf die wir uns bequem niedersetzten. Er holte dann ein Paar lange Pfeifen mit schönen breiten Spitzen von Bernstein und kleinen rothen Thonköpfchen herbei, die er uns angezündet reichte. Da ich selbst kein Raucher bin, begnügte ich mich, nur den Dampf einzuziehen, und ihn sogleich in mächtigen Wolken wieder fortzublasen. Später erhielten wir dicken, schwarzen, aber sehr aromatisch riechenden und schmeckenden Kaffee, ohne Zucker und Sahne, der in kleinen eiförmigen Tassen von weißem Porcellan mit einem messingenen Untersatz, aufgetragen wurde. Der Türkische Kaufmann, ein schon bejahrter, ziemlich corpulenter Mann, mit prächtigem, lang herunterwallendem Bart von tiefschwarzer Farbe, genoß nicht das Mindeste. Sein Anzug bestand in Pantoffeln von gelbem Marroquinsleder, weiten rothen Pantalons von Wollzeug, einem langen dunkelblauen Rock ohne Kragen, aus dessen Brust ein buntseidenes Hemd hervorsah, und der von einem rothen Gürtel um den Leib zusammengehalten ward, und einer rothen „Fez“ mit langer blauer Seidenquaste. Während der Smyrnaer nun mit dem Türken sein Handelsgeschäft in Arabischer Sprache abmachte, befah ich mir das Innere des Schiffes etwas. Die höchste Dürftigkeit herrschte auf demselben; so waren die Theile, welche bei unsern Europäischen Fahrzeugen angemalt sind, hier ohne diesen, sowol nützlichen wie dem Auge wohlgefälligen Anstrich. Zwei kleine eiserne Kanonen, die auf dem Verdeck waren, sahen so verrostet aus, daß ihr Gebrauch für die Abfeurer gefährlicher, wie für die Gegner sein dürfte. Der Lagerraum für die Mannschaft glich so ziemlich einem Hundestall, so entblößt war derselbe von Geräthschaften. Da es gerade Essenszeit war, so stand eine große thönerne Schüssel mit grauem, in Wasser gekochtem Reis, auf der Mitte des Fußbodens. Ungefähr ein Duzend der oben beschriebenen Matrosen hockten auf den Abjäten um dieselbe umher, und Einer nach dem Andern griff mit der schmutzigen Hand in den Reis hinein, holte sich eine Portion heraus, und verschlang dieselbe gierig mit dem großen Mund, in dem zwei Reihen der schönsten weißen Zähne blitzten. In der andern Hand hielt jeder Matrose mehrere kleine in der Sonne gedörrte Fische, von denen er von Zeit zu Zeit ein Stücklein zu seinem Reis in den Mund stopfte. In einer Ecke des Raumes lag ein Haufen ganz dünner Strohmatten, ungefähr von der

Art, wie wir sie vor unsren Thüren haben, die des Nachts den Leuten zum Schlafen dienen. Weniger Bedürfnisse, als so ein Aegyptischer Matrose, kann nicht leicht ein Mensch besitzen. Ziemlich anständig, ungefähr so, wie auf jedem Italienischen Kauffahrer, sah es dagegen in der Kajüte der beiden Steuerleute aus, die das Schiff commandirten. Beide waren Griechen von der Insel Samos, hübsche schlau aussehende Männer, die auch tüchtige Seelente zu sein schienen, wie fast alle Griechen. Sie hatten guten Griechischen Wein in ihrer Kajüte, bewirtheten mich reichlich damit, und behaupteten, daß auch der Türkische Eigenthümer denselben, trotz des Verbotes des Korans, im Geheimen recht gern tränke.

Interessant war das Treiben auf den kleinen Griechischen Fahrzeugen, die gewöhnlich in großer Menge im Marceller Hafen liegen. Es sind gut gebaute, sehr scharf segelnde Schiffe, die besten von allen, die das Mittelmeer befahren, wie auch die Griechen nebst den Genuesen und Dalmatern weitaus die kühnsten und geschicktesten Seelente an diesen Gestaden desselben sind. Frische, muntere, keck aussehende Gestalten, denen die dunkeln Augen gar feurig blitzen. Wie die Ragen so gewandt und flink, und doch dabei grazios, klimmen sie in den Tauwerken ihrer Fahrzeuge umher. Es sieht hübsch aus, wenn diese Griechischen Schiffe, die gewöhnlich, im Verhältniß zu ihrer Größe, viel Segelzeug tragen, in den Hafen hinein kreuzen, oder wieder aus demselben dem blauen Meere zu-eilen. Die Moralität dieser Griechischen Schiffer und Matrosen steht übrigens mit ihrer sonstigen seemännischen Tüchtigkeit lange nicht auf gleicher Stufe. Sie stehn in einem schlechten Ruf, und die Schiffsversicherer zeichnen nicht gern auf Griechische Schiffe hohe Versicherungssummen, da es nur zu häufig vorkommt, daß sie in solchen Fällen geflürentlich Schiffbruch leiden. In einer stillen Mond-scheinnacht erhält das Schiff einige Löcher mit scharfem Bohren im untern Boden, daß es sich mit Wasser füllt, und auf den Grund des Meeres sinkt; die Mannschaft fährt mit den werthvollsten Stücken der Ladung an die nahe Küste, um dieselbe dort heimlich zu verkaufen, und schwört dann so viel feierliche Eide, wie der Untersuchungsrichter nur irgend verlangt, das Schiff sei trotz ihrer eifrigsten Bemühungen, es zu retten, verloren gegangen. Die „*graeca fides*“ hat noch keinen guten Klang am Mittelmeer.

Da sind die Spanier, die hier vielfach sich einfinden, andere Kerle. Fauler, sorgloser, abergläubischer, und lange nicht so gewandt und rasch nach Gewinn, aber ehrlich und zuverlässig. Welch edlen, stolzen Anstand bewahren die Matrosen der Spanischen Schiffe. So ein brauner, schwarzhhaariger, gluthaugiger Bursche, in seinem groben rothen Hemde, beschmierten Leinwandhosen und Sandalen von geflochtenem Hanfgras an den Füßen, bittet einen andern Kameraden um Feuer für seine Cigarette mit einem Anstand, einer so natürlichen Würde, wie unsre Kammerjunker auf den Hofbällen sie zu erreichen sich vergebens abmühen. Und nun gar, wenn sie tanzen, welche Grazie in allen Bewegungen! Man kann des

Abends, besonders auf den Andalusischen Schiffen, häufig die Matrosen unter einander tanzen sehen; die leichten Sandalen an den Füßen, die weiten Leinwandhosen eng um den Leib mit einer breiten rothen Binde, in der das lange Messer steckt, zusammengeschnürt, das bunte Hemd weit offen, so daß die braune Brust hervorschaut, die langen schwarzen Haare hinten mit einem rothen oder grünen Neze, das in einer Troddel endet, bedeckt, so tanzen sie Stunden lang, entweder nach dem Klange einer Art Mandoline, die ein Kamerad spielt, oder nach dem Geclapper der Castagnetten, welche die Tänzer selbst mit den Händen schlagen.

Nicht so grazios sehen unsre Deutschen Matrosen aus, die man in Marseille in Menge findet. Diese guten Jungs aus dem Lande Pommern, oder aus Mecklenburg, oder von der Elbe, Weser und Jahde, kann man schon in weiter Entfernung aus diesen südlichen Seefahrern herauskennen. Ruhig, fest, etwas schwerfällig und plump, aber auch sicher und zuverlässig in ihrem ganzen Thun und Treiben, wie im Gange und allen ihren Bewegungen. Obgleich ein Deutscher jetzt wahrlich keine Ursache hat, vom Heimweh geplagt zu werden, so wie er den Vater Rhein überschritten, that es meinen Ohren doch oft sehr wohl, unter allen diesen „sacristie“ und „Frenti de Diau“ und „Maledetto“ und „Carago“ und „allein aleck“ („Gott verdamme dich“, ein Arabischer Fluch), die immer im Marceller Hafen das Ohr umschwirren, ein ehrliches, kräftiges „Dat die dat Dunnerweder“ zu vernehmen. Oft machte ich mir den Spaß, so Norddeutsche Matrosen ohne Weiteres mit einer echt Plattdeutschen Redensart anzusprechen, wo sie dann im ersten Augenblick gewöhnlich sehr verwunderte Gesichter machten. Uebrigens ward ich selbst gleich bei meinem ersten Besuch des Marceller Hafens auf ähnliche Weise überrascht. Eine kräftige Hand, der man es anmerkte, daß sie sich gerade nicht mit sehr zierlichen Arbeiten beschäftigte, legte sich plötzlich mit derbem Druck mir auf die Achsel. Wie ich mich rasch umdrehe, vernehme ich die heimischen Töne: „Süh Herr Leutnant oek een beet en hier,“ und erkenne einen frühern Schleswig-Holsteinischen Soldaten, den ich kurze Zeit in Rendsburg als Ordonnanz gehabt hatte. Jetzt diente er als Matrose auf einem Holsteinischen Schiffe, das unsern im Hafen lag, und schon die rothe Dänische Flagge, in der nur in der einen Ecke ein kleines Holsteinisches Wappen angebracht war, führen mußte. Ich machte mir die Freude, später an einem Sonntag Abend die ganze Mannschaft des Schiffes und noch einige andere Schleswig-Holsteinische Matrosen, die auf andern Fahrzeugen dienten, zu einem großartigen Trinkgelage in einem Cabaret am Hafen einzuladen, wo wir denn „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ wiederholt mit lautem, kräftigem Chor sangen, und Dänemark, und mehr noch seinen Freunden in Deutschland, einige tüchtige Flüche nachsendeten. Selbst mein alter Pierre Braux, der natürlich mit dabei war, stimmte in die Melodie des Liedes mit ein. Uebrigens hätte dies Fest bald mit einer großartigen Prügelei geendet. In dem Zimmer neben uns war die Mannschaft einer Französischen Brigg versammelt; diese glaubte,

wir hätten sie durch unsern Gesang beleidigen wollen, und war schon im Begriff, unser Zimmer zu erstürmen, als Pierre Braux, der fort gewesen war, wieder erschien und seine Landsleute durch eine Rede, in der ich nur die vielen darin angebrachten Fluchwörter heraus hören konnte, beruhigte. Friedlich sangen wir nun neben einander, die Franzosen ihre Marseillaise und wir unser „Schleswig-Holstein meerrumschlungen,“ bis in die späte Nacht. Wo übrigens die Schleswig-Holsteinischen, ja nur die Deutschen Matrosen mit den Dänischen zusammentreffen, da entspinnen sich stets blutige Schlägereien. Der Hafenmeister in Marseille sagte mir, daß er Sorge trage, die Deutschen Schiffe stets so weit wie möglich von den Dänischen ab zu legen, damit ja die Matrosen nicht viel mit einander in Berührung kämen. Uebrigens klingt es fast wie ein Spott, wenn man von Deutschen Schiffen spricht. Mecklenburgische, Preussische, Hannoversche, Oldenburgische, Knippshausische Flaggen sieht man wol im Hafen von Marseille, die schwarz-roth-goldenen Farben sind heimatlos. Man muß in der Ferne sein, um so recht die klägliche Rolle, die Deutschland in der Rangordnung der Völker einnimmt, bitter zu empfinden.

Viel Leben und Abwechslung giebt dem Hafen der beständige Verkehr nach Algerien. Große und kleine Kauffahrer segeln fast täglich ab oder kommen zurück, und mehrere gut eingerichtete Dampfer erhalten einen regelmäßigen Dienst dahin. Ist der Wind nicht allzu ungünstig, so legt der Dampfer die Fahrt bis Algier bestimmt in 48 Stunden zurück. Es ist daher fast nur eine Spazierfahrt von hier bis nach Afrika. Unter der todten und lebenden Ladung, welche die Schiffe von Algerien in mannichfacher Auswahl mitbringen, kam während meiner Anwesenheit ein Transport Berberischer Pferde mit 13 Beduinen an, die nach Paris bestimmt waren, dort im großen Circus Schauspiele zu geben. Die Pferde, sehr reich aufgeschirrt, waren feurige, muthvolle Hengste, die, obgleich von der Seereise angegriffen, doch Leben und Kraft in allen ihren Bewegungen zeigten, zwar klein und von feinen Knochen, schienen ihre Muskeln doch wie Stahlfedern zu sein. Einer der Araber, ein schöner, elegant gekleideter Mann, dem der schneeweiße „Haïck“ (Mantel) von feinem Wollenzeug gut zu dem dunklen, krausen Bart stand, tummelte seinen schwarzen Hengst auf wirklich prächtige Weise herum. Das Thier schien Feuer zu schnauben, so glühten seine rothen weitgeöffneten Nüstern, und die Schaumlocken besternteten seine glänzend schwarze feine Haut, unter der die dicken Adern in scharfen Linien hervortraten. Wie ein Vogel flog es über die Reihen der aufgerollt liegenden Reistonnen hinweg und drehte sich dann fast wie ein Kreisel einigemal hoch auf den Hinterfüßen umher, dann wieder wie eine Schwalbe im Fluge fortschießend. Und nun ein Ruck im scharfen Gebiß, und wie aus Stein gehauen stand das eben noch so bewegliche Thier. Mit leichtem Sage schwang sich der Beduine aus dem hohen Sattel, warf unbekümmert dem Hengste die Zügel über den Hals, und mit der Treue eines gutgezogenen Hundes folgte derselbe seinem Herrn auf alle Schritte nach.

Araber und Beduinen sieht man übrigens in Menge im Marseiller Hafen, und zwar oft recht schmutzig und ärmlich gekleidet. Sie handeln mit Datteln, Feigen und andern Früchten ihres Vaterlandes.

Es stehen jetzt über 70,000 Mann Französische Truppen in Algerien, und da Marseille, nebst Toulon, der Haupteinschiffungsplatz für Dieselben ist, so geht fast kein Fahrzeug von hier ab, das nicht einige Soldaten mit am Bord hätte, vorzüglich jetzt, wo der Expedition nach Kabylien wegen die Truppen in Algerien noch vermehrt werden. So sah ich noch in diesen Tagen eine leichte Infanteriecompagnie und eine Compagnie Genietruppen dorthin abgehen. Lustig singend und Witze aller Art machend, zogen die Soldaten ihrem Bestimmungsort entgegen. Sie freuten sich, daß sie ins Feld kamen, meinten, es sei besser, gegen die Kabylen zu kämpfen, als Posten zu stehen, und sich wie Polizeidiener gegen seine Mitbürger gebrauchen zu lassen. Kaum stießen die Boote vom Lande, als die Soldaten in den meisten derselben mit lautem Chor die Marseillaise zu singen begannen, was von dem größern Theil des zuschauenden Volkes mit dem lauten freudigen Rufe: „vive la république, vive les braves soldats!“ und Hüteschwenken erwidert wurde. Einige vornehm gekleidete Herren und Damen, auch einige höhere Officiere und Beamte, schienen zwar über diese laute Demonstration etwas verdrießlich zu sein, jedoch was wollten sie machen? In einer Republik kann es unmöglich verboten sein, diese hoch leben zu lassen. Das Französische Heer, besonders unter seinen Soldaten und Unterofficieren, ist im Allgemeinen gut republikanisch gesinnt, wenn auch freilich der jetzige Präsident, schon seines Namens willen, viele persönliche Anhänger unter den Soldaten zählt, die nicht gerade unzufrieden wären, wenn sie „vive l'empereur!“ rufen könnten. Am Gleichgiltigsten von allen Prätendenten, die sich jetzt um das Geschick Frankreichs streiten, ist der großen Mehrtheit des Heeres Henri V. Wollte man in seinem Namen eine Proclamation an die Armee erlassen, ein allgemeines Gelächter würde die Antwort darauf sein.

Außer den Soldaten von fast allen Waffengattungen, die von Marseille nach Algerien gehen, oft aber auch als Kranke oder Invaliden bleich, abgezehrt, mit verstümmelten Gliedmaßen von dort zurückkehren, schiffen auch viele sich von hier nach Rom zu dem dort stehenden Französischen Corps ein. Diese Römische Expedition ist gerade nicht sonderlich populair in der Französischen Armee, man kann in Marseille die Soldaten, die an derselben Theil nehmen müssen, oft heftig genug darüber murren hören. Sie hätten viel lieber sich gegen die bitter gehaßten Destreicher geschlagen, als gleichsam als Bundesgenossen derselben in Italien aufzutreten zu müssen. Uebrigens glaubt man, daß nächstens die Römische Expeditionsarmee noch eine Verstärkung erhalten werde.

Sehr vermehrt wird das Gewühl des Hafens durch die zahllosen, größern wie kleinern, Fischerbarcken, die mit ihrem Fang hier anlegen. So ein gefüllter

Fischkasten eines Fischers des Mittelmeeres gewährt einen interessanten Anblick. Fische von wunderlichen Formen und buntem Schuppenglanz, wie wir sie in unserm nordischen Meere gar nicht kennen, springen und krabbeln in Menge darin herum, eben so auch wunderliche Seespinnen, die, trotz ihres unförmlichen Außern, von den untern Volksklassen hier gern gegessen werden. So ein Gericht von Fischen des Mittelmeers in frischem Provenceroil recht braun gebraten und dann mit Citronensaft betröpfelt, ist nebst einer Flasche dunkelrothem Wein gar kein übles Mahl. In Begleitung meines guten Pierre, der trefflich die Schenken wußte, wo man solche Fische am Besten bekam, habe ich mich bisweilen an denselben zu meinen Wanderungen gelabt. Der Fremde, der nur in großen Hotels bleibt, bekommt freilich von allen dergleichen Eigenthümlichkeiten eines Landes wenig zu sehen.

Ist der Hafen in Marseille am Tage ein Bild der regsten Thätigkeit, so geht es am Abend in den Straßen, die in der Nähe desselben liegen, nicht viel weniger geräuschvoll zu. Der Seemann liebt wilde, aufregende Genüsse, und Marseille ist gerade ein Ort dazu, sie ihm zu gewähren. Der wohlfeile schwere Wein, der in den zahllosen Cabarets geschenkt wird, erhitzt leicht die Köpfe, und ein furchtbar tosender wilder Jubel, eine Raserei der tollsten Lust bricht los. Die verrufenen Tanzhäuser des „Hamburger Berges“, das Hauptflustlager der dortigen Matrosen, sind wahre Salons des Anstandes gegen die derartigen Locale in Marseille. Ein Lärmen, Kreischen, Fluchen, Singen, Jauchzen, Heulen in allen Sprachen Europa's, daß, wer nur einigermaßen Nerven hat, diesen Höllenlärm unmöglich lange aushalten kann. Hunderte von Dirnen, theils halbnaakt, theils in allen möglichen Trödelpuz abgelegter Theatercostume gekleidet, laufen zwischen diesen Matrosen umher, schwenken sich mit ihnen im wildesten Wirbel des Tanzes, trinken auf den Knien derselben sitzend den purpurrothen Wein, oder schwancken Arm in Arm mit den schon halb Trunkenen durch die engen Straßen. Dazwischen Streit und Zank, und selten vergeht ein Abend, wo nicht die Hafenwachen mit Gewalt einschreiten müssen, die erhitzten Kampfschaaren von einander zu trennen. Die Arbeiter in Marseille haben heißes Blut und sind leicht geneigt, im wilden Zühorn das Messer rasch zu ziehen, und die Spanischen, Italienischen und Griechischen Matrosen suchen eine Rauferei auch lieber auf, als daß sie derselben aus dem Wege gehen. Ich habe hier im Marseiller Hafen einen derartigen Kampf mit angesehen, wie er nicht wilder und ungestümer sein konnte. Messer blitzten in den Fäusten, Handstöcke sausten auf die Köpfe, schwere Weinkrüge dienten als Wurfgeschosse, Stuhlbeine wurden entzweigeschlagen, ja zuletzt knallten sogar einige Terzerole, bis endlich die Wache mit dem Kolben dazwischen schlagen mußte, um die erzürnten Kämpfer zu trennen. — —